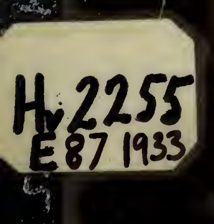
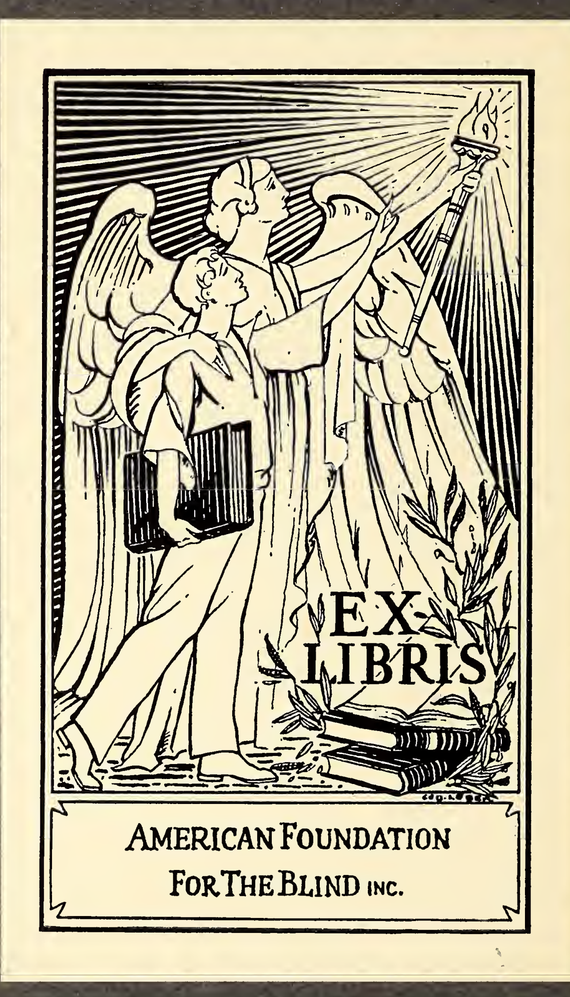
Esser, A. Albert M.

Vermittein die Augen der griechischen Bildwerke den Eindruck von blinden Augen





EX LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

Volume 90 April 1933

Klinishhe Monatsblatter fur Augenheilkunde und f
Augenarztliche Fortbildung

mene — 15-Sehen erlebt hat, wird man hinterher bei einer künstlichen — 5-Kurzsichtigkeit durchaus das Empfinden eines guten, brauchbaren Sehens haben.

Ich pflege darum häufig meinen Kurzsichtigen, die gern mal ohne Brille gehen und sehen wollen, nicht nur eine — 5-Brille (z. B.), sondern auch gleichzeitig eine + 8- bis + 10-Brille zu verschreiben, wobei die einfachste Bikonvexbrille gut genug ist; nur die Stärke des Glases entscheidet. Man wird selbstverständlich bei Astigmatikern bei der Gegensatz-(Konvex)brille den Astigmatismus nicht berücksichtigen, um die relative Wirkung noch zu verstärken. Es genügt, die Gegensatzbrille vor dem brillenlosen Sehen nur wenige Sekunden wirken zu lassen. — Was hier von der Kurzsichtigkeit gesagt, lässt sich auch bei jeder durch andere Ursache bedingten Schwachsichtigkeit anwenden.

Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, dass es nicht richtig ist, Outsiderbewegungen in der Heilkunde nur mit Achselzucken abzutun. Oft ist ein gesunder, brauchbarer Kern darin, den man herausschälen und für die ärztliche Arbeit verwerten soll. Wir können und müssen lernen, dass bei einem Kurzsichtigen nicht nur das Auge, sondern auch das Gehirn zu berücksichtigen ist; dass es Möglichkeiten gibt, die Kurzsichtigen auch durch psychische Anleitung und Beeinflussung zu fördern.

Vermitteln die Augen der griechischen Bildwerke den Eindruck von blinden Augen?

Von Dr. med. et phil. **A. Albert M. Esser,** Düsseldorf.

Greeff berichtete kürzlich (3) in einer sehr bemerkenswerten Studie über „Blindendarstellungen im alten Aegypten". Zum Vergleich zieht er die griechische Skulptur heran und schreibt: „Die alten Griechen in der klassischen Zeit haben die Augen nur als Fläche dargestellt, die sich in den einzelnen Zeiten und Fällen nur durch eine mehr oder weniger starke Wölbung unterscheiden."

Die Darstellung der Augen in der griechischen Skulptur als mehr oder minder gewölbte Fläche ist bekannt. Die Skulptur verfuhr hierbei anders als die Malerei. Winckelmann (8) erwähnt diese Form der Darstellung als die am meisten gebräuchliche (Buch 5, Kap. 5, § 21, S. 199) [1]). Diese flachen Augen findet man nach Kekulé von Stradonitz (4) bereits in der Marmorskulptur der chiischen Künstler in Athen und in der einheimischen attischen Skulptur der archaischen Kunstepoche.

Greff folgert aus dieser Tatsache, dass die Augen der griechischen Bildwerke in der klassischen Zeit „alle den Eindruck von blinden Augen machen".

Ist diese Folgerung berechtigt?

Schon a priori darf man annehmen, dass die Griechen in ihrem ausgesprochenen Sinn für alles Lebendige in der Kunst es sehr wohl verstanden haben, trotz der flächenhaften Gestaltung der Augen diese mit vollem Leben zu füllen, so dass der Eindruck blinder Augen nicht entstehen konnte. Untersucht man in dieser Richtung die griechischen Bildwerke, so erheben die Befunde die zuvor gefasste Meinung zum sicheren Wissen.

[1]) Ich benutze mit Absicht die von Meyer und Schulze, Dresden 1811 besorgte und nicht die von Lessing (2. Aufl. Leipzig 1881) redigierte Ausgabe. Letztere fusst auf der 1. Dresdener Ausgabe von 1764 und enthält nicht die noch von Winckelmann selbst vorbereiteten, nach seinem Tode von der Wiener Akademie verarbeiteten Erweiterungen, welche die Ausgabe von Meyer und Schulze jedoch hat. Wenn auch die fremden Hände der Wiener Akademie den allgemeinen Charakter des Winckelmannschen Werkes etwas verwischt haben mögen, so ist doch ihre Arbeit für meine vorliegende Aufgabe wissenschaftlich zuverlässiger.

Die griechischen Künstler benutzten zur Erzielung der lebendigen Wirkung, die von den Augen ihrer Werke ausgingen, drei Wege.

Zum ersten wandten sie im wörtlichen Sinne einen Kunstgriff an: sie legten die Augen tiefer in die Augenhöhle hinein. Winckelmann schreibt hierüber (l. c.): „Die Augen liegen an den idealischen Köpfen allezeit tiefer als insgemein in der Natur, und der Augenknochen erscheint dadurch erhabener. Tiefliegende Augen sind zwar keine Eigenschaft der Schönheit und machen keine sehr offene Miene; aber hier konnte die Kunst der Natur nicht allezeit folgen, sondern sie blieb bei den Begriffen der Grossheit des hohen Stils. Denn an grossen Figuren, welche mehr als die kleineren entfernt von dem Gesicht standen, würden das Auge und die Augenbrauen in der Ferne wenig scheinbar gewesen sein, da der Augapfel nicht wie in der Malerei bezeichnet, sondern mehrenteils ganz glatt ist, wenn derselbe wie in der Natur erhaben gelegen und wenn der Augenknochen eben dadurch nicht erhaben gewesen. Die Kunst ging also hier von der Natur ab und brachte auf diesem Wege durch die Tiefe und durch die Erhabenheit an diesem Teil des Gesichts mehr Licht und Schatten hervor, wodurch das Auge, welches sonst wie ohne Bedeutung und gleichsam erstorben gewesen wäre, lebhafter und wirksamer gemacht wurde“[1]).

Beispiele dieser Art seien die Statuette Alexanders des Grossen aus Priene (Staatl. Museum Berlin, Nr. 1500), die nach Kekulé von Stradonitz in der Form des Lysipp wahrscheinlich noch zur Zeit Alexanders gemacht wurde, und der Jünglingskopf aus Tegea von Skopas, abgebildet als Nr. 609 bei Springer (7). Auch noch für die pergamenische Zeit (drittes und zweites vorchristl. Jahrh.) sind diese tiefliegenden Augen charakteristisch, wie der Kopf der Athena Parthenos (Berlin, Pergamon-Museum Nr. 76 a) bezeugt.

Das zweite Hilfsmittel, das den Griechen zu Gebote stand, den Augen ihrer Bildwerke Lebendigkeit zu verleihen, und das sie ausgiebig benutzten, bestand darin, dass sie Augen einsetzten.

So berichtet Winckelmann (l. c. S. 201): „Aus obigem Grunde (nämlich weil der Augapfel glatt war, A. E.) und eben in der Absicht (trotzdem das Auge lebendig zu gestalten, A. E.) scheint man eingesetzte Augen gemacht zu haben, welches bereits in den ältesten Zeiten bei den ägyptischen Bildhauern üblich war; viele Köpfe (der griechischen Bildwerke, A. E.) in Erz haben ausgehöhlte und von anderer Materie eingesetzte Augen: die Pallas des Phidias, deren Kopf von Elfenbein war, hatte den Stern im Auge von Stein.“

In gleichem Sinne schreibt Böttiger (1) S. 112: „... es ist längst bis zur Genüge gezeigt worden, dass man selbst in den besten Zeiten der bildenden Kunst bei den Griechen die Gewohnheit beibehielt, den Statuen aus Bronze und selbst aus Marmor eingesetzte Augen aus Schmelz oder Edelsteinen zu geben, und dass es bei der so grossen Vervielfältigung der Statuen im Altertume selbst Künstler gegeben haben müsse, welche sich ausschliesslich mit solchen eingesetzten Augen beschäftigten.“

So erzählt Plutarch (5) im 8. Kap. der Abhandlung „Warum die Pythia ihre Orakel nicht mehr in Versen erteile“, dass aus der Bildsäule des Spartaners Hiero vor dessen Tod in der Schlacht bei Leuctra die Augen ausgefallen seien.

Ferner sagt Plutarch (6) im 3. Kap. seiner Schrift „An virtus doceri possit“ bildlich vom schlechten Erzieher: „Dieser aber nimmt, indem er den sklavischen und dienenden Künsten die Vernunft gleichsam als ein Auge einsetzt *(ὥσπερ ὄμμα τὸν λόγον ἐντιθεὶς)* dieses der Tugend weg.“

Als Beispiel für die Einfügung künstlicher Augen und die lebendige Wirkung, die durch sie hervorgerufen wurde, nenne ich den Diskuswerfer von Castelporziano, eine Kopie nach einem Werke Myrons, von welcher Kekulé

[1]) Von mir in Sperrdruck hervorgehoben.

von Stradonitz sagt: „... die der überkommenen Gewohnheit gemäss wohl farbig eingesetzten Augensterne verstärkten den natürlichen Eindruck des sprühenden Lebens."

Mit der Erwähnung der farbigen Augen ist auch schon das dritte Mittel angegeben, dessen die griechischen Bildhauer zur Belebung der Augen sich bedienten: die Farbe.

Greeff nimmt zwar nur die Möglichkeit des Gebrauches der Farbe an: „Vielleicht waren die Augenflächen bemalt, aber von der Bemalung ist nichts erhalten geblieben."

Die Anwendung der Farben an den Augen steht jedoch ausser jedem Zweifel und ist an vielen Statuen als Tatsache erwiesen. Die grosse Bedeutung, welche der griechische Bildhauer der Farbe für seine Werke zumass, beleuchtet ein Wort des Praxiteles. Befragt, welche Werke er für seine besten halte, antwortete er, dass er diejenigen dafür ansehe, welchen Nikias der Maler die Farbe hinzugefügt habe. So war auch sein in Olympia wiederaufgefundener Hermes bemalt, der noch heute deutlich Farbreste an sich trägt. „Natürlich waren auch die Augensterne und die Lippen gefärbt." (Kekulé von Stradonitz.)

Schon an den archaischen Porosskulpturen in Attika fanden Bemalungen der Augen statt, wie der dreigestaltige Dämon des alten Athenatempels auf der Akropolis beweist: die Augäpfel sind gelbweiss, die Augensterne grün, grauschwarz die Pupillen, Lider und Brauen. Im Gegensatz zu den archaischen Porosskulpturen fanden die Farben bei den Marmorskulpturen dieses Zeitalters zwar geringere Verwendung, bemalt aber auch bei ihnen wurden Haare, Augen und Lippen. Reste von roter Farbe befinden sich an dem Bruchstück einer altattischen Grabstele (Berlin, Staatl. Museum Nr. 1531) u. a. am Augenstern. An der Nike von Delos waren die Irides braunrot, die Pupillen, Wimpern und Brauen grauschwarz. Auch in den Werken der archaischen Kleinkunst wurden Farben an den Augen angewandt: in dem Frauenantlitz des Tongefässes des Charinos (Berlin, Antiquarium, Vasensammlung Nr. 2190) sind die Brauen, Lidgrenzen, der äussere Iriskreis und die Pupille schwarz, die Iris selbst braunrot mit Einstreuung von schwarzen Punkten rings im Kreise. Die durch die Farben bewirkte Erweckung und Verstärkung eines lebendigen Eindruckes der Augen und anderer Gesichtsteile hebt Kekulé von Stradonitz mit Recht hervor.

Aus diesen Darlegungen folgt zwingend, dass die Ansicht, die Augen der griechischen Bildwerke der klassischen Zeit machten „eigentlich alle den Eindruck von blinden Augen", durchaus zu Unrecht besteht. Das Gegenteil ist der Fall: durch die drei genannten Hilfsmittel sind die Augen der Bildwerke von lebendigstem Eindruck, der bei manchen bis zur sprühenden Lebendigkeit sich steigert. Diese Lebendigkeit in der Darstellung des menschlichen Auges, entsprossen der ureigenen Lebendigkeit der griechischen Seele, namentlich des Künstlers, zieht sich über alle Epochen der griechischen Kunstentwicklung vom Anfang bis zum Niedergang. Ich nenne im Anschluss an Kekulé von Stradonitz nur das zwinkernde Lachen der Frauenaugen (S. 7), das offene Auge mit dem gespannten Blick des Aristion und das zarte Auge des Mädchens (S. 15), den ruhigen und sicheren Blick an der Frauenstatue des Euthydikos auf der athenischen Akropolis (S. 21), alles Werke der chiischen und attischen Marmorskulptur in Athen, erinnere noch einmal an Myrons Diskuswerfer und an die träumerisch in die Ferne schauenden Augen des olympischen Hermes von Praxiteles (S. 219), erwähne die schelmisch blickenden Augen des „ausruhenden Satyrs" von demselben Künstler (S. 224), den starken und pathetischen Ausdruck der Augen an den Bildwerken des Skopas (S. 228 u. 238), die scharf in die Ferne hinauslugenden Augen des Apoxyomenos des Lysipp (S 232), desselben Künstlers Darstellung der schmachtenden Augen Alexan-

ders des Grossen, worauf ich bereits in einer früheren Arbeit (2) hingewiesen habe, den festen Blick der schon einmal angezogenen Statuette Alexanders des Grossen aus Priene (S. 253) und zum Schluss die wunderbaren Augen des Frauenkopfes von Pergamon (S. 329): „An dem pergamenischen Kopf erscheint das Auge wie hingehaucht, die Lider wie in eins verschwimmend mit dem Augapfel, das Ganze mit wenigen weichen Meisselstrichen angedeutet, wie unbekümmert um den natürlichen Bau: aber es blickt, es bewegt sich, und der feuchte Glanz eines milden Frauenauges scheint von dem Marmor auszustrahlen."

Literatur:

1. Böttger, Kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, herausgegeben von Sillig, 3. Band, Dresden und Leipzig 1838. — 2. Esser, Kl. M. f. A. 1930, Bd. 84, S. 704. — 3. Greeff, Kl. M. f. A. 1933, Bd. 90, S. 82. — 4. Kekulé von Stradonitz, Die griechische Skulptur, 3. Aufl. bearbeitet von Schröder, Leipzig und Berlin 1922. — 5. Plutarchs Werke, moralische Schriften. 10. Bd. Uebersetzt von Bähr, Stuttgart 1835. — 6. Derselbe, Moralia, Bd. 3, ed. Pohlenz-Sieveking, Leipzig 1922. — 7. Springer, Die Kunst des Altertums, 12. Aufl. bearbeitet von Wolters, Leipzig 1923. — 8. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, herausgegeben von Meyer und Schulze, Dresden 1811.

Offene Korrespondenz.

Theodor Germann

zum goldenen Doktorjubiläum.

Alle Freunde und einstige Mitarbeiter bringen Theodor Germann (vormals St. Petersburg, jetzt Riga) ihre aufrichtigsten Glückwünsche dar zum 19. Mai 1933, dem Tag, an welchem unser verehrter Fachkollege sein 50jähriges Doktorjubiläum begeht.

Theodor Germann ist ein Sohn Rigas, seine Lebensarbeit aber gehörte dem einstigen St. Petersburg. Am 6. Mai (24. April) 1854 zu Riga als Sohn des Hofgerichts- und Ratsadvokaten Theodor G. geboren, studierte er an der Universität Dorpat von 1876—1881 Medizin, als froher Bursch der „Fraternitas Rigensis". Nachdem er schon 1880 als Student an der Reimersschen Augenheilanstalt zu Riga stellvertretend Dr. Stavenhagens Famulus gewesen, wurde er nach bestandenem Rigorosum Sept. 1881 bis Dez. 1882 an der Dorpater Universitäts-Augenklinik Assistent von Prof. Raehlmann. Am 19. Mai 1883 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „Statistisch-klinische Untersuchungen über das Trachom" zum Dr. med. promoviert.

Dann trat er im Juni 1883 als ausseretatsmässiger Assistent in den Dienst der St. Petersburger Augenheilanstalt, unter dem Direktorat des Leibokulisten Dr. Grafen Magawly. Dieser bedeutenden Anstalt hat er ganze 40 Dienstjahre gewidmet, sukzessive unter vier Direktoren zunächst zum jüngeren (Sekundär-), dann zum älteren (Primar-) Arzt, schliesslich zum Direktorgehilfen aufdienend, und sich am überreichen Material der Anstalt bald zu einem gewiegten Augenarzt und vollendeten Operateur ausbildend. Jahrzehntelang wirkte er auch als Konsiliarius am Deutschen Alexanderhospital, an den Anstalten der Kaiserl. Philanthropischen Gesellschaft, am Kaiserl. Pagenkorps, ferner auch als Gutachter für Unfallschäden an mehreren grossen Versicherungsgesellschaften. 1896 erhielt G. von der „Rechtgläubigen Palästinagesellschaft" eine Abkommandierung zur Erforschung des Trachoms in den Schulen von Palästina und Syrien. Wiederholt war er auch zu internationalen medizinischen Kongressen als Vertreter abgesandt worden und hat auch fast regelmässig an den Internat. Ophthalmologenkongressen teilge-

Date Due			

DATE DUE	BORROWER'S NAME

